

(Nachdruck verboten.)

16]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. Selle Grazie.

„Grüß Gott, Jüry!“ Er hauchte es mit leiser Stimme, um nicht die anderen zu stören; aber seine Augen leuchteten. Der Graf mußte dem Bruder die Strafe nachgesehen haben. Anders konnte er sich es nicht denken. Rasch ließ er sich nieder, die zum Gruß entgegengestreckte Hand des Bruders noch immer in der seinen. „Also hob'n s' Dir's noch'loß'n, die Strof'?" fragte er mit einem glücklichen Lächeln. Jüry reckte sich hoch. Gott allein mußte, wie sehr er seinen Bruder liebte, aber diesmal wollte er ihm zeigen, was ein Mann sei.

„Mit einiganga bin i eahna!“ lachte er leise. Hannes starrte ihn eine Weile an, ließ dem Blick, wie nach Fassung suchend, zum Hochaltar gleiten, wo der Schullehrer im roten Mesnerfittel eben den Kronleuchter anzündete, schlug seinen „Simmlischen Palmgarten“ auf und nachdem er eine Weile mit zitternden Fingern in dem vergilbten Gebetbuch hin und her geblättert, sprach er dumpf: „Jüry woast denn a, woß d'r do ong'fongt host?“

„D'rüber hot mi der Schriftensteller von Schönboch auf-Märt.“ gab Jüry überlegen zurück.

Hannes seufzte und schüttelte den Kopf. „Is a g'scheiter Herr, der Grof Bernau. Ober in der Coch', Jüry, hätt'it unserm Herrgott folg'n soll'n, und der sogt . . .“

Jüry glaubte selbst zu wissen, was unser Herrgott in dieser Sache sagte. Aber das war es ja eben! Und mit der Ungeduld des Alligeren erwiderte er: „I hob' long' g'nua d' ond're Wong'n a hing'holt'n. Drum red't a unser Herrgott irrt amol woß onder's.“

„Döz — war' mir neu,“ murmelte Hannes verstört in sein Gebetbuch hinein.

„Seid sanft wie die Tauben und klug wie die Schlangen!“ zischelte Jüry in das Ohr des Bruders.

Hannes wollte etwas erwidern. Aber in diesem Augenblick riß der Ministrant an dem Strang der Sakristeiglocke, die Orgel setzte, Cyrill Weiß, der Pfarrer, trat im großen Ornat vor den Altar. So wurde aus dem, was Hannes sagen wollte, nur ein tiefer Blick seelenvollen Kummers, der wie in banger Ahnung eine ganze Weile auf dem geneigten Haupt des Bruders ruhte, und ein schwerer Seufzer, der sich wie ein leises Gebet in der Wolke von Andacht und Weihrauch auflöste, die zu Gott dem Herrn emporstieg.

Wenn die Dorowitzer ihr Kirchtagsamt feierten, mußte der Schönbacher Schullehrer auf den Chor, denn so gut wie der Basil spielte doch keiner weit und breit. Das stand einmal fest! Und weil der Basil nicht bloß schön Orgel spielte, sondern auch ein trefflicher Geiger war, und wenn die Orgel aussetzen mußte, sich mit dem Sprung eines Tigers sofort auf die Violine warf, um auch die zweite Stimme zu Wort kommen zu lassen, waren die Dorowitzer Hochämter in ihrer Art wirklich etwas ganz Außergewöhnliches. Den „Soprano“ sang Kathl, die Tochter eines Dorowitzer Bauers. Der Schönbacher Schullehrer hatte sie „ausgeblidet“, weil ihre Stimme wirklich nicht übel war. Leider konnte auch der Schönbacher Schullehrer nicht hindern, daß die Hilmer Kathl, die schlechte Bühne hatte, jedes Jahr eine „Lud'n“ mehr bekam. Dies gab ihrer Sprache ein paar unangenehme Zischlaute, die sie dadurch zu mildern glaubte, daß sie während des Singens das gefaltete Säckchen an den Mund hielt — eine Gewohnheit, die den gereizten Kapellmeister fast zur Verzweiflung brachte.

Die größte Verlegenheit bereitete ihr jedesmal die Aussprache des „C“. Und weil der lateinische Text der hohen Messe von diesen unseligen „C's“ förmlich starrte, geriet sie immer wieder in Versuchung, ihr „Lüch!“ an den Mund zu legen, so daß der gequälte Basil an solchen Tagen, trotz aller Andacht, selbst in der Kirche außer Rand und Band kam.

Auch der gute Cyrill Weiß, der unten mit der ganzen Gegendung des berufenen Seelsorgers für seine Gemeinde das Amt las, konnte nicht hindern, daß einzelne dieser Kunstpausen wie lustige Skolbolde über den Weg seiner Andacht purzelten. Wußte er doch selbst, wie es bei solch einem „musikalischen Amt“ auf dem Chor zuging. Und Basil war

wieder einmal außer sich. Der Bursch, der ihm während des Orgelspiels die Register ziehen mußte, tat es immer zur unrechten Zeit. Auch die Gedanken der Hilmer Kathl waren wohl schon mehr auf dem Tanzplatz als bei ihrer „Stimme“. Bald nahm sie die Tempi zu rasch, bald verschleppte sie den Ton. Kurz, dem armen Schulmeister stand der Schweiß auf der Stirn.

„Suscipe — deprecationem nostram . . .“
„Setz a tempo,“ zischelte Basil, während er mit einem Satz von der Orgel ans Notenpult sprang.

„Suscipe — suscipe deprecationem nostram“ hätte Kathl wiederholen sollen. Aber — die vielen „C“! So zischte sie alles wieder in ihr Lüch! hinein.

„Da herob'n schaut Dir nur unser Herrgott ins Maul!“ schrie Basil der eiteln Dirne ins Ohr. Umsonst! Beim nächsten „C“ machte sie es wieder so.

Nun kam die große Pause der Wandlung. Orgel, Violine und Menschenstimme verhallten. Nur die Engel sangen weiter in die Seele der Gläubigen. Die Stimme des silbernen Glöckchens schrillte durch die Stille, die Weiber sanken mit rauschenden Kitteln ins Knie, die Burschen mit einem leichten Beschwärz. In blauen Wolken stieg der Weihrauch empor — zog in schwelenden Ringeln durch die offene Kirchentür an die liebe Sonne hinaus, wo er wie ein duftiges Seraphkleidchen im Frühlingswind zerflatterte. Wieder das Geschrill des Glöckchens, dem hoch vom Turm die Stimme der Glocken den feierlichen Widerhall ließ. Endlich wandte sich der Pfarrer, die flimmernde Monstranze zwischen den Händen, der auf den Knien liegenden Gemeinde zu.

„Tantum ergo — sacra — men — tum!“

Und der Weihrauch stieg höher und höher, wie ein mythischer Säesler, hinter dem sich alles barg, was die Menschen in diesem Augenblick liebten und fürchteten.

„Steh' Du ihm bei, o Heiland,“ betete Hannes in diese Wolke hinein.

Jüry aber dachte wieder an das Muttergottesbild am Weg, und klarer als je stand es vor seiner Seele, daß auch der Weg, den er beschritten, der richtige sei. Darauf glitt sein Blick zur Weiberseite hinüber, wo seine Nezl kniete, mit Kindern und Kindeskindern. Wer weiß, ob er nicht doch den „Arrest“ abgesehen, wenn er allein gewesen wär? Aber dort blühte ein neues Geschlecht auf, ein Geschlecht, dem es in allem besser gehen sollte als den Vätern. Da wollte auch er das Seine dazu tun. Sie würden ihn ja auch nicht gleich tofschlagen mit dem ersten Stein, den er aus der alten Zwingfeste brach. Und endlich . . . Gott sei Dank! Einen Kaiser gab es ja auch noch!

Als der Pfarrer den Segen gespendet hatte, schritten Hannes und Jüry Seite an Seite hinaus. Jedem war, als müßte er noch etwas sagen . . . Und doch fand keiner das richtige Wort. Mitten in dem festlichen Geräusch aber, das vor und hinter ihnen herging, legte sich plötzlich ein seltsamer Druck auf Jürs Herz. Eine Beklemmung, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte und die doch wie ein Alp auf seiner Seele lastete, auf dieser Seele, die sich noch vor kurzem so stolz und frei gefühlt. Was war das? Vielleicht, wenn der Bruder je t gefragt hätte. Er selbst machte sich keine Rechenschaft darüber geben. Und als sie draußen waren und von der „Gütt'n“ her die ersten lustigen Weisen über das Grün der Gärten klangen, mitten in den Lärm des Tages hinein, der so hell und goldig über dem Dorf lag, da fiel auch diese Last von seinem Herzen. Er sah nur mehr die sonnige Reihe der langen Stunden vor sich, die er im Kreise seiner Lieben verbringen durfte — drei Tage lang! „Ohne Spann- und Handdienst,“ wie es im „Robotpatent“ hieß.

Noch vor einigen Jahren war es ihm eine liebe Gewohnheit gewesen, mit seiner „Alt'n“ beim „Rebraus“ mitzutanzten. Seit er „Neht'n“ geworden, hatten er und die Nezl auch das ausgegeben, ohne ein Wort darüber zu verlieren; in der feuschen, herben Art dieses Volkes, dem mit den Jahren auch die Entfagung als etwas Selbstverständliches kommt. Aber heute — heut' würde er seine Alte wieder einmal im Kreis herumschwanken! Bei einem „G'stromps'n“, versteht sich! Oder bei einem Ländler, wie damals in Erdberg, wo er die Nezl zum erstenmal gesehen! Er hatte all sein Leber lang wenig Zeit gehabt, den Erinnerungen seiner Jugend und

Liebe nachzuhängen. Aber dieser Ländler schwebte noch immer wie etwas unsäglich Schönes und Liebliches vor ihm her — mit lachenden Mädchenaugen und langen, himmelblauen Bändern. Den wollte er noch einmal tanzen — und gerade heute, wo sie ihn „zum Arrest“ erwarteten. Zustament! Unwillkürlich rechte er den Kopf hoch, gewann wieder Haltung und Sicherheit. „Du kümmt do heunt' noch'n Essen s' uns übr'i?“ fragte er, als der Bruder ihm vor der Kirchentüre die Hand reichte. Und der Hannes drückte seinen „Himmelfischen Palmgarten“ noch fester an die Brust und erwiderte mit einem ernstern Blick: „Wo sollt' i d e n n heunt' sein, wenn nit bei ent, Züry?“

„Ss der Hannes g'poassi,“ dachte Züry. „G'rod, als wenn er mir's nit gunnet!“ Als sich aber seine Weibskleute mit der Enkelin an ihn herannahen, gab er den Kindern ein paarmal so verkehrte Antworten, daß seine Nest ganz erstaunt aufsaß und der älteste Bub' ihm mit drolligem Vorwurf ein lachendes: „Ober Nehnl, ös holt's mi so für a Menschrl!“ entgegenrief.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

14)

Seit Monaten war eine große Inneneinrichtung für einen neuen Gasthof in der nahen Kreisstadt im Werte von einigen tausend Mark in Arbeit, an der eifrig geschafft werden mußte, wenn sie rechtzeitig fertiggestellt werden sollte. Da kam es gut zu statten, daß der Meister so fleißig mit zugriff, und die Frau, noch immer von Mißtrauen erfüllt, wunderte sich oft im stillen, daß er es tat und wie sehr der Freund ihn immer wieder zu fleißiger Tätigkeit anspornete. Sie gönnte ihm gerne den Frühstückschnaps, die ein oder zwei Glas Bier, die er mittags trank, aber das abendliche Kretschdampfgelächter erfüllte sie stets wieder aufs neue mit Unruhe, obgleich der Mann, vielleicht unter dem Einfluß seines Freundes, nun schon lange nicht mehr angetrunken heimgekommen war. Da er sich den Tag über müde arbeitete, blieb er auch nicht so lange hocken wie früher, um Mitternacht lag er jetzt meist schon im Bett.

Dem Schuster wich Frau Nothor aus, wo sie nur konnte, es war ihr nicht möglich, seinen listig-hämischen Blick, das heimlich triumphierende Ausleuchten in seinen Augen zu ertragen. Unter dem Vorwande, in der Küche zu tun zu haben, blieb sie auch den gemeinschaftlichen Mahlzeiten fern.

Im so lieber und regelmäßiger war der kleine Paul dabei. Der Vater schob ihm manchen guten Winken in den Mund, den die strenge Mutter, für die er mehr Furcht als Zuneigung empfand, ihm vorenthielt, und der Onkel Glück war immer gar so lustig, das hatte er so gern wie sein Vater.

Die beiden Männer hatten ihr Vergnügen an dem Sechsjährigen, der schon, da er ja bereits zur Schule ging, wie ein kleiner Mann tat und beachtet sein wollte. Bei der Mutter, die stets herb und düster, immer Zwingerin, selten Gewählerin, nie freundlich, nie lieb war, fand er diese Beachtung nicht.

Auch von dem Schnaps und Bier bekam der Knirps seinen Teil und bald hatte er sich so an den Alkohol gewöhnt, daß er manchen tüchtigen Schluck aus der Flasche oder Glas tat, zum größten Gaudium des Vaters und seines Freundes.

Die Mutter, sonst so wachsam, hatte auf den Knaben nicht acht und merkte nichts von dem, was zum Schaden des Kindes vorging. Nur auf das Geschäft war jetzt ihr Auge gerichtet, nur darauf sah sie, daß keine Einnahmen in des Meisters Tasche flossen, damit der Wohlstand keinen Schaden nehme; von dieser Seite her fürchtete die Mißtrauen allein einen Angriff.

Da hatten die Männer eines Tages, als sie in ganz besonders übermütiger Stimmung waren, den Jungen völlig trunken gemacht. Je ausgelassener der Knabe unter der Wirkung des Alkohols geworden war, um so mehr hatten sie ihn zum Trinken gereizt, bis er sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte.

Als sie nichts mehr mit ihm anzufangen konnten, schickten sie ihn mit einem derben Bößchen, das der Erzähler-Schuster ihm mitgab, zur Mutter.

Die war starr vor Schrecken, als der Knabe zu ihr in die Küche getaumelt kam und mit fallender Zunge, die über jedes schwerere Wort stolperte, das Geschickel vom Onkel erzählte, das er nicht einmal recht verstanden hatte und darum verquatschte.

Sie heidele den fast Besinnungslosen aus und brachte ihn zu Bett, damit er seinen Rausch verschlafe. Dann ging sie hinüber zu den Männern, die noch immer saßen.

Nicht an ihren Mann wandte sie sich, Rechenschaft fordernd, den behandelte sie schon lange wie einen Unmündigen, sondern an den Schuster. Sie wußte, daß von dem alle Rot, alles Unglück ihres Lebens ausging, daß sie ihm auch die neue Angst zu danken habe.

„Was habt Ihr mit dem Jungen gemacht, hä?“ Ihre Frage war eine Anklage. Die tückischen Augen des Kleinen, die der Alkohol in beson-

derem Glanz funkeln machte, blinzelten sie von unten her an, und ein höhnisches Lächeln berriet ihr den Triumph des Gegners.

„Was Ihr mit dem Jungen gemacht habt, will ich wissen!“ Sehehrte sie in plötzlich ausbrechender Wut auf.

Glühendes Lachen der Männer antwortete ihrem Bohn. Da geschah ein Unerwartetes, das dieses Lachen jäh verstummen machte.

Ganz dicht war die Frau vor den Schuster hingetreten, und indem sie ihm anklagende Frage in kreischendem Tone wiederholte, packte sie ihn vorn an dem Knoten des Tuches, das er Winter wie Sommer, im Freien wie im Zimmer stets um den Hals geschlungen trug, schüttelte ihn wie einen Flederwisch hin und her, unaufhörlich hin und her, daß dem Betrunkenen fast die Sinne vergingen.

„Du Satan!“ schrie die Wütende ganz außer sich, „willst du mir mein Kind auch noch zuschanden machen, hä? Willst du mir alles nehmen, hä? Du Satan!“

Und: Klatsch! sah ein heftiger Schlag auf der rechten Wange des Schusters, klatsch! einer auf der linken, und rechts und links in schönem Wechsel, daß der Verblüffte gar nicht erst zur Besinnung kommen konnte.

Ehe er sich eines weiteren versah, hatte sie ihn, vor sich herstoßend, zur Stube, zum Hause, zum Hofe hinausbefördert, unter dem hellen Gelächter der Gesellen, die von dem ungewöhnlichen Lärm herbeigerufen, unter dem Beifallgefrensch von Nachbarweibern, die zufällig Zeugen des Vorganges geworden waren.

„Komm Du mir noch amal ins Haus, Du Satan!“ schrie sie, mit der Faust drohend, dem sich eiligt Trollenden nach.

Dann ging sie wieder in die Küche, ohne auf die neugierigen Fragen der Frauen, auf die spottenden Reden der Gesellen zu achten, die kein gutes Haar an dem Schusterlein ließen, das sich gar so sehr im Hause ausgespielt hatte. Ruhig, starr war sie wie immer, als wäre die Wut ebenso jäh wieder von ihr abgefallen, wie sie ihr angeflagen war.

Im den Mann in der Stube kummerte sie sich nicht. Als seine Frau den Freund schlug, war er zwar jäh aufgefahren, aber nur wie einer, den das Unerwartete erschreckt hatte; sofort sank er wieder in sich zusammen, als wäre ihm das Knieglat durchgebrochen. So sah er dann, stumpf vor sich hinbrütend, als müßte er dem Vorfall nachsinnen, um ihn auch in seinen letzten Ursachen zu erfassen, Stunden und Stunden bis zum Abend; da erst kam er wieder zu sich und ging in den Kretschdamp, wo der Freund, als wäre nichts geschehen, schon auf ihn wartete. Es wurde wieder einmal eine tolle Nacht.

Dieser einen tollen Nacht folgten noch viele. Der Nothor-Tischler trieb es ärger als je. Glück-Rarl, der sich im Tischlerhause nicht mehr sehen ließ, schnaubte Mache. Wie er den Meister die Monate bisher zu einem tätigen Leben gezwungen hatte, so hegte er ihn jetzt in Rausch und Vergendung.

Der Meister, der bisher immer knapp bei Kasse gewesen, so daß er häufig borgen mußte und manchmal nicht einmal seinen Schnaps bezahlen konnte, warf jetzt plötzlich mit Geld nur so um sich: Abend für Abend hielt er die Tafelrunde frei, die sich um den Freund und ihn scharte und immer größer wurde, je mehr er sprangen ließ. Die Wirte, die selten so gute Geschäfte gemacht hatten, lachten sich eins ins Häuschen, die Bechgenossen ließen sich Essen und Trinken, das sie nichts kostete, vortrefflich schmecken, der Schuster orientierte sich tüdtsch, wenn wieder einmal ein blaues Scheinchen gewechselt werden mußte, Meister Nothor freute sich, je öfter sie ihn hoch an ließen und feierten. So waren im Grunde alle Beteiligten recht zufrieden, und man sprach im ganzen Kreise über den splendibiden Tischlermeister in Wirtshaus.

Nur die eine wußte nichts von dem allen, hörte nichts davon, die es am meisten anging: die Frau des Meisters. Niemand sagte ihr etwas von dem neuen Schlage, der ihr drohte.

Seit der Affäre mit dem Schuster hatte sie sich noch mehr gegen alle Welt abgeschlossen wie zuvor, war sie noch starrer und steinerter, noch düstrierer geworden. Niemand wagte sich an sie heran; auch die Gesellen redeten und fragten nur, was zu reden und zu fragen durchaus notwendig war. Sie wußte nur, daß der Meister es toller trieb als je, und hegte nur im geheimen alle furchtbare Hoffnung: er werde sich, wenn er so weiter lebe, in kurzer Zeit zu Tode trinken.

Der Mann war, seit er sich so schwachvoll an dem eigenen Binde veründigt hatte, für sie nicht mehr vorhanden. Er fand zu dem gewohnten Zeiten kein Essen mehr auf dem Tische, sein Bett wurde nicht mehr gemacht, seine Kleider, die sie bisher sorgfältig säuberte und in Ordnung gehalten hatte, verlumpten, und als er noch den erster wieder völlig durchgedrungen Nacht in grauer Frühe nach Hause kam, fand er die Haustür verschlossen.

Er mochte so heftig an die hölzernen Türfüllungen donnern, daß das ganze Haus erbebt, er mochte toben, er mochte fluchen; niemand öffnete ihm; er mußte warten, bis um sechs wie gewöhnlich das Haus geöffnet wurde und die Arbeit begann. Auf sein wütendes Fragen: ob man ihn nicht gehört habe, ob man denn taub sei, bekam er von dem Altgesellen, der aufgeschlossen hätte, keine Antwort. Der Mann nahm gar keine Notiz von ihm.

Das war überhaupt die neue Art, in der man nun mit ihm umging; niemand kummerte sich um ihn, niemand redete mit ihm, und wenn er etwas fragte, tat jeder, als habe er nichts gehört, er mochte schreien, er mochte seine Frage wiederholen, soviel er wollte. Als wenn ein lustleerer Baum um ihn stünde, der keines

seiner Worte hinüberließ zu den anderen, als wenn er mit einer Tornlatpe ausgerüstet wäre, daß alle Bewegungen seiner Glieder verborgen blieben.

Am besten verstand es seine Frau, wenn sie ihm begegnete, aber ihn hinweg, durch ihn hindurch zu sehen, als wenn er Luft wäre. Die Gesellen verrieten eher noch in Blick und Miene, daß sie seine Gegenwart empfanden, die Frau nie. Was bei den Leuten der Zwang tat, mit dem ihr Wille sie besetzt hatte, war bei ihr innerstes Empfinden und Notwendigkeit. Zu sehr hatte er sie bis in die tiefste Seele hinein gekränkt.

Zuerst verblüffte diese Handlungsweise den Meister, dann jagte sie die Wut in ihm hoch. Aber er konnte gegen die Wand nicht an, die von der Verachtung der Frau um ihn gebaut war. So erschöpfte sich sein Töken bald. Es wurde ihm unheimlich; oft griff er sich selbst an den Kopf, um sich zu überzeugen, daß er ihn noch habe, so verwirrt war er manchmal. Die Einsamkeit, die man im eigenen Hause um ihn stellte, jagte ihn in Angst und Entsetzen. Die Luft, die seiner seiner Laute zu erschöpfen schien, stand um ihn her schwer und still, das wäre sie Blei, das Atmen darin machte ihm Mühe, und es war ihm oft, als müßte er erstickn, wenn er noch länger im Hause bliebe. Da rannte er dann hinaus auf die Straße, redete den ersten besten an, dem er begegnete, auch wenn er ihn nicht kannte, nur um zu empfinden, daß er noch gesehen, noch gehört wurde, daß er noch nicht vertilgt sei von der Erde.

„Sie bringt mich um! Sie bringt mich um!“ klagte er seine Frau jedem Fremden gegenüber an, und wenn man ihn verwundert fragte: „Wie denn, was denn? Was tut sie Ihnen denn an?“ da mußte er nichts anderes als: „Sie gibt keine Antwort, wenn ich frage! Sie redt nicht mit mir!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Weltäther und der Untergang der Erde.*)

Wenn ein Körper auf einen anderen Wirkungen irgend welcher Art ausübt, seien es Anziehungen oder elektrische, magnetische oder Lichtwirkungen, so ist es selbstverständlich, daß diese irgendwie übertragen werden. Wenn aber zwischen den beiden Körpern nichts ist, so kann die Energie auch nicht übertragen werden. Man muß also annehmen, daß zwischen den einzelnen Himmelskörpern noch ein Stoff vorhanden ist, der die Anziehungs- u. v. Wirkungen überträgt. Nimmt man allerdings Materie und Energie als etwas Identisches an, so braucht man diesen Stoff nicht zur Erklärung der Wirkungen. Dieser Stoff ist bisher noch nicht beobachtet worden; man nennt ihn den Weltäther. Er muß von so außerordentlicher Feinheit sein, daß er sich jeglicher Wahrnehmung entzieht. Ist er aber vorhanden, so ist kein Zweifel, daß auch er die Bewegung der Planeten um die Sonne hemmen muß. So schwach diese Himmelskraft auch sein mag, sie ist doch vorhanden, wenn man diesen Stoff einmal annimmt.

Wir haben bisher wie gesagt noch nichts von der Existenz des Weltäthers beobachtet. Er muß also schon fast unendlich fein sein. Seine unvorstellbare Feinheit folgt schon daraus, daß er selbst Kometen, deren Schweife ja bekanntlich von so ungeheurer Feinheit und Dünne des Stoffes sind, daß wir sie gar nicht sehen würden, wenn wir mitten darin wären, nicht merklich aufhält. Trotzdem muß ein Widerstand vorhanden sein, der schließlich, solange es auch dauern mag, die Planeten einmal aufhalten muß, so daß sie, um das Gleichgewicht der Anziehungen zwischen Sonne und Planeten wiederherzustellen, sich der Sonne etwas nähern müssen. Werden die Bewegungen der Planeten immer schwächer, so müssen letztere sich der Sonne soweit nähern, daß sie schließlich in sie hineinstürzen. Die Sonne verschlingt sie dann. Der Zusammenstoß macht eine gewaltige Menge Wärme frei, und die Sonne kann zu neuer Glut angefaßt werden. Lange kann die Helligkeit aber nicht dauern, denn die durch den Einsturz der Planeten frei werdende Energie ist nicht so groß, um der Verschwendung der Ausstrahlung lange zu steuern. Der Einsturz der Erde in die Sonne würde vielleicht genügen, der Sonne so viel Wärme zuzuführen, daß sie davon vielleicht für Tausende, ja vielleicht auch für Hunderttausende von Jahren leuchten könnte.

Das Schicksal der Erde würden alle Planeten teilen, solange es auch dauerte, und vorausgesetzt, daß zuvor nicht eine Katastrophe anderer Art das Schien zerstörte. Sie würden nacheinander in die Sonne stürzen, bis schließlich nur die Sonne, nun endlich in ihrer Glut erlösend, als dunkler Stern allein durch den Raum schwebte.

In seiner hübschen Blanderei über „Die Erde, ihr Werden und Enden“ teilt Professor Studnicka eine schöne tomische Ballade mit, die diesen Fall poetisch darstellt:

*) Aus dem sechsten erschienenen Buche: „Felix Linke, kann die Erde untergehen?“ (14. Bändchen der „Kleinen Bibliothek“ von F. G. Dieb. Preis 75 Pf., geb. 1 Mk.) mit Erlaubnis des Verlags in stark gekürzter Form abgedruckt.

Und dann schwinden Tage, Jahre noch und Ewigkeiten, —
Wie ein dürrer Sarg im Weltraum
Schwebt die Erde nun in mattem Fluge,
Immer schwächer, immer schwächer werdend
Und im Todesstumpfe sich gebärdend
Einem Adler gleich, der schwer getroffen
Sterbend nun in einem weiten Bogen
Niederflattert tiefer — immer tiefer. —

Zur Sonne sinkt sie und endet den Lauf,
Die Mutter, die Sonne, flammt einmal noch auf
Im Tode die sterbende Tochter zu grüßen,
Und es werden in dieser weiten Welt
Nur die schweigenden Sterne am Himmelszelt
Dann schauen, wenn nach des Lebens Qual
Mutter und Tochter zum letztenmal,
Zum letzten Male sich küssen.

Vielleicht oder wahrscheinlich ist aber der Weltäther nur eine Schöpfung der menschlichen Phantasie, notwendig als Hilfs-hypothese, um weiter zu kommen in der Erforschung der Welt. Dann würde sich allerdings diese letztere Betrachtung erübrigen. Da aber der ganze Weltraum mit feinem Weltenstaube erfüllt ist, der vielleicht nicht viel dichter ist als der angenommene Weltäther, so könnte er dessen Rolle übernehmen, und unsere Ausführungen würden sich auf ihn beziehen.

Wie es auch sei: Das Ende des Lebens auf der Erde sehen wir mit unwidersprechlicher Gewißheit voraus. Allerdings liegt es nach menschlicher Voraussicht in so ungeheurer Ferne, daß wir uns keine erheblichen Gedanken darum zu machen brauchen. Es wird vielleicht noch länger anhalten, als es schon auf der Erde bis jetzt überhaupt besteht, daß es noch zu unbegrenzten Möglichkeiten der Entwicklung kommen kann. Wir haben keinen Anlaß, traurigen Gedanken nachzuhängen. Wer weiß wie noch alles kommt; und vielleicht wird der Untergang einmal eine Erlösung. Wir wollen uns daher ermuntern mit Schiller:

— — — — — Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Felix Linke.

Populäre naturwissenschaftliche Literatur.

Wer die Flut der vollständig gehaltenen naturwissenschaftlichen Literatur verfolgt, die von einer Reihe von Verlegern ständig auf den Büchermarkt gebracht wird, dem kann es nicht entgehen, daß eine Reihe von Gegenständen immer wieder behandelt werden. Gewisse Themata, für die man auf besonderes Interesse im Volke rechnen, werden von verschiedenen Autoren bei verschiedenen Verlegern immer wieder behandelt. So zum Beispiel das Leben des Waldes, das Aquarium, die mikroskopische Kleinwelt und dergleichen. Diese sehr begreifliche Erscheinung hat das Gute, eine Art Wettbewerb unter den Autoren hervorgebracht zu haben. Jeder sucht dem schon behandelten Thema neue oder bessere Seiten abzugewinnen. Dabei kommt dann auch bisweilen ein Fortschritt heraus. Hierher gehört z. B. die „Gärtliche Blumenpflege“ von Paul F. F. Schulz (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis gebunden 1,80 M.) Seit (z. B. in Berlin) an Schulkinder junge Topfpflanzen zur Aufzucht in großer Zahl verteilt und bei den im Anschluß hieran veranstalteten Blumenausstellungen sehr gute Erfolge erzielt werden, ist das Interesse an der Blumenpflege im Hause auch in Folge wieder lebhafter als bisher geworden. Dem Blumenfreund kann das Buch von Schulz empfohlen werden, weil es sich auf eine Anzahl geeigneter und leicht zu erlangender Pflanzen beschränkt, bei diesen aber alles angibt, was zu wissen nötig ist, und zwar in einer sehr übersichtlichen Weise. Sehr gut sind die allgemeinen Anweisungen über die Aufstellung, das Gießen usw. die die Einleitung bilden. — Die angegebene „Mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer“, ein unter anderen Bezeichnungen schon häufig bearbeitetes Gebiet, hat E. Neukauf (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig. Preis geb. 1,80 M.) mit gutem Glück von neuem behandelt. Zudem er sich fast ganz auf seine eigenen Beobachtungen stützte und fast nur selbst gezeichnete (über hundert) Abbildungen gab, verbannte er aus seinem Werkchen die Langeweile, die sich immer da kundgibt, wo aus sehr vorhandenen Büchern ein erstes zusammengefasstes wird. Leider wird gerade dem Volke das Studium dieser Kleinwelt sehr erschwert. Neukauf erklärt kurzerhand, daß ohne ein gutes Mikroskop an einen Erfolg bei der Beobachtung nicht zu denken ist, und er hat recht damit. Es wäre eine gute Aufgabe für alle größeren Arbeitervereine, durch Anschaffung eines Mikroskops (für etwa 100 oder besser für 180 Mark) diese ungewöhnlich fesselnde Welt auch Unbemittelten zugänglich zu machen. Viel weniger Umstände erfordert das Studium unserer Ameisen, die man nicht nur leicht in Wald und Gärten beobachten, sondern auch bequem in künstliche Nester übertragen und in diesen bequem belauschen kann. Die Herstellung dieser Nester beschreibt Hugo Viehmeyer in seinen „Bildern aus dem Ameisenleben“ (Verlag und Preis wie oben). Auch seine

Ausführungen beruhen zum großen Teil auf eigenen Beobachtungen. Von Ameisen als „Viehzüchter“, „Sklabenräuber“, „Körner-sammler“, „Blattschneider“ usw. hat jeder einmal gehört. Hier wird es ihm in verständlichster Form erzählt. Es gibt für den, den soziale Probleme beschäftigen, kein Tier, das so interessante Parallelen böte wie die Ameise. Sie übertreffen darin bei weitem das weit einförmigere Leben der Bienen. Dabei ist aber gleichwohl der Abstand zwischen Mensch und Ameise zu wahren, wie das auch der Verfasser nicht zu tun unterläßt. — Die uns nach der Gefühlseite wohl am nächsten stehenden Tiere, nämlich „Unsere Singvögel“ (Verlag und Preis wie oben), hat ein bekannter Fachmann Dr. A. Voigt in einer Form behandelt, die besonders musikalisch veranlagten Vogelfreunden zu empfehlen ist. Zur Erkennung der Tiere ist nämlich überall der ihnen eigene Ruf verzeichnet, sei er nun melodischer Natur oder nicht. Dabei wurden vielfach Notenbeispiele oder eine Art Ronschrift benutzt, so daß der Naturfreund, wenn er sich mit diesen Dingen vertraut macht, bald manchen Vogel am Ruf erkennen wird, noch ehe er ihn zu Gesicht bekommt. Die Darstellung ist anregend und bunte und schwarze Bilder ergänzen sie. Im Stammbaum der Tiere ist entwicklungsgeschichtlich vom Reich der Vögel zum Reich der Reptilien nur ein Schritt. Ein gewaltiger freilich, und wer nach dem Vogelbuch das von Dr. P. Krefst über „Reptilien“ und „Amphibienpflege“ (Verlag und Preis wie oben) zur Hand nimmt, muß sein Auge erst neu einstellen, um es an die Welt der Frösche und Eidechsen zu gewöhnen. Vertreter aus diesen Tiergruppen werden neuerdings mehr als je in Terrarien gehalten und wie bei den Tierischen zeigt sich dabei leider eine Bevorzugung ausländischer Formen. Doch behandelt Krefst auch die einheimischen Tiere ausführlich. Das Kapitel von den „Schmarotzern der Menschen und Tiere“ ist von dem Generaloberarzt Dr. v. Linstow ausführlich bearbeitet worden (Verlag und Preis wie oben). Wir haben es hier sozusagen mit den Nachtseiten des Lebens zu tun. Das ästhetische Gefallen an den Lebewesen tritt stark zurück, dafür wächst die Wichtigkeit des Gegenstandes, weil man nur solche Gegner bekämpfen kann, die man kennen gelernt hat. Diese Kenntnis vermittelt das Buch, dessen Gebrauch im übrigen vielfach die Anwendung des Mikroskops voraussetzt. Die Abbildungen sind recht zahlreich. Hier sei erwähnt, daß auch das Tier, das die Grube Krankheit der Vergleute verursacht, ausführlich besprochen wird. — Ein ganz eigenes Thema hat sich Dr. F. Dannmeyer gestellt, indem er das „Seelotzen“, Leucht- und Rettungswesen“ beschrieb (Verlag und Preis wie oben), als einen Beitrag zur Charakteristik der Nordsee und Niederelbe. Der Verfasser hat das Buch seiner Vaterstadt Hamburg gewidmet und für Leser von der Wasser-Lante dürfte es in erster Linie berechnet sein. Aber auch „Landsratten“, die das Lotzenwesen nur vom Hörensagen kennen und nur dunkle Vorstellungen von Sturm und Strandung, von Fahrten in Nacht und Nebel und sonstigen Annehmlichkeiten des hallenlosen Elementes besitzen, werden Dannmeyer als einen guten Lotzen in die Wissenschaft von den Beziehungen zwischen Schiff und Meer verwenden können. Die Entfernung des Binnenländers von der Küste wird durch die anschaulichen Abbildungen bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt.

L. L.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Interessante Streiflichter auf die Geschichte der ostasiatischen Kunst wirft ein Vortrag, den Prof. Ab. Fischer kürzlich in der Anthropologischen Gesellschaft hielt. Er stützte sich dabei auf Erfahrungen, die er auf einer zu Sammelzwecken vom Völkerkundemuseum veranstalteten, längeren Studienreise durch Ostasien machte. Im Gegensatz zur landläufigen Ansicht liegt nach ihm der Schwerpunkt der ostasiatischen Kunst nicht in der Kleinkunst, dem Kunstgewerbe, sondern in religiösen, besonders altbuddhistischen Bildwerken meist monumentaler Natur. Diese sind bis heute sozusagen unbekannt gewesen. In Japan sind sie fast ausschließlich im Besitz der großen Tempel und stehen unter staatlicher Aufsicht. Die japanische Regierung wacht mit Argusaugen darüber, daß alle wirklichen, großen Kunstwerke dem Lande erhalten bleiben. Nur unter großen Mühen gelang dem Vortragenden der Erwerb verschiedener älterer japanischer Kunstwerke für das hiesige Museum, so dreier Statuen aus dem 6. und 7. Jahrhundert, die noch deutlich in griechisch-indischen Stilanklangen die Urheimat der ostasiatischen Kunst verraten. Eine ebenfalls für Berlin angekaufte Statue des Gottes Enno Ohjoa aus dem 7. Jahrhundert zeigt noch die altentümliche Technik der älteren japanischen Plastik; die Figur ist nämlich nicht aus einem Stück Holz geschnitten, sondern besteht aus vielen Einzelteilen, die durch eiserne Klammern an- und ineinandergefügt sind. Dieses Gerüst wurde noch mit grober Leinwand überzogen, auf der nun in Stuck die Formen gebildet und schließlich übermalt wurden; meist ist in solchen Fällen nur die eigentliche Holzfigur erhalten, diese allerdings fast stets tadellos. Denn derartig kostbare Tempelschätze werden von eigens dazu angeestellten „Stulp-

turendoktoren“ überwacht, Holzbildhauern, bei denen sich die alte Tradition erhalten hat und die solche Bildwerke mit minutiösester Sorgfalt zu restaurieren und nachzubilden verstehen.

Obwohl die Japaner behaupten, ihre Kunst sei unter koreanischem Einfluß entstanden, ist dieser Meinung doch kein Glaube zu schenken. Korea war nur der Vermittler, der die chinesische Kunst auf japanischen Boden verpflanzte; eine eigentümliche Kunst hatte Korea in keiner Zeit aufzuweisen. Was in die Gegenwart hinein herrschte dort eine habgierige Adelskaste, die aller geistigen Interessen bar war, und deren ganze Tätigkeit darin bestand, die anderen Volksklassen auszuzugeln und auszuplündern; die Folge war eine Lähmung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, eine gewisse „Furcht, reich zu werden“, und eine in allen Schichten verbreitete Indolenz gegenüber geistigen und künstlerischen Dingen. Wie der Koreaner trotz des buddhistischen Firnis noch im rohesten Schamanismus verharrt, so ist er auch in der Kunst über rohe, primitiv zugeschnittene Götterbilder nicht hinausgekommen, geschweige daß er für Erhaltung der spärlichen Reste chinesischer Kunst in seinem Lande etwas getan hat.

Eine ebenso undankbare Aufgabe erwartet den Sammler von Kunstwerken in China. Schon wegen der ungeheuren Ausdehnung dieses Riesentereiches, in dem die seltensten Kunstgegenstände überallhin verstreut und zerstreut sind. Hier gibt es nicht wie in Japan öffentliche, musterhaft eingerichtete Museen mit Katalogen in englischer Sprache, keine so umfangreichen und gut behüteten Tempelschätze, keine Ausstellungen von Kunstvereinen. Gewiß haben in China kunstverständige Vizekönige und Mandarine wertvolle Sammlungen angelegt, und reiche Schätze erben sich in alten Adelsfamilien fort; sie sind aber meist kritiklos aufgestapelt und obendrein nur schwer zugänglich. Zudem bestehen sie meist aus Bronzegefäßen und Kleinarbeiten der Schnitzkunst. Ältere Malereien und Monumentalwerke sind kaum vertreten, zumal die Japaner seit 12 Jahrhunderten mit allen Mitteln darauf ausgehen, alle altchinesischen Kunstdenkmäler den eigenen Sammlungen einzuverleiben, so daß heute der Kunsthistoriker am besten tut, chinesische Kunst in Japan zu studieren. Auf diese Weise ist es so weit gekommen, daß altentümliche Holzschnitzereien in China kaum mehr anzutreffen sind; wir begegnen höchstens noch alten Statuen aus sehr vergänglichem Material: um einen Haufen von Luftziegeln wird ein rohes Holzgerüst angebracht; dieses Gerippe sodann mit einer Lehm-schicht umkleidet, mit Stuck überzogen und schließlich bemalt. Es ist dies eine Technik, die aus Indien stammt und z. B. in Birma noch häufig geübt wird. Wirkliche Holzschnitzereien werden heute in China nur noch in der Architektur verwandt. Ebenso sind die stereotypen, bei Grabanlagen häufigen Menschen- und Tierstatuen aus Stein, die oft ganze Straßen flankieren, nicht um ihrer selbst willen da, sondern sollen nur durch ihre Linie als Teile eines architektonischen Ganzen wirken.

Auf bisher wenig untersuchte Zusammenhänge der asiatischen Kulturen deuten drei für das hiesige Museum erworbene Reliefs aus vorbuddhistischer Zeit, der sogenannten Hanperiode (206 vor bis 221 nach Christi) entstammend; sie wurden in chinesischen Grabkammern gefunden und sind die ersten Denkmäler dieser vorbuddhistischen chinesischen Kunstperiode, die je nach Europa kamen. Was an ihnen vor allem in die Augen springt, ist eine merkwürdige Ähnlichkeit mit altägyptischen und -babylonischen Bildwerken sowohl in der Gruppierung der Personen, der Form und Bepan-nung der abgebildeten Wagen und der Stilisierung der Einzelheiten. Offenbar haben sich babylonisch-ägyptische Einflüsse nach dem Untergang der heimatlichen Kultur noch in östlich gelegenen Gebieten geltend gemacht. Es ist deshalb wohl auch kein Zufall, daß u. a. sowohl im alten Babylon wie in China die Gewichte die Form von Enten hatten.

Hygienisches.

Die Verbesserung der Stubenluft. Als ein sehr wirksames Mittel zur Verbesserung der Luft in den Wohnräumen empfiehlt Dr. Heinrich Pudor das Halten von Pflanzen, besonders von Blattpflanzen. Die Pflanzen brauchen die vom Menschen ausgeatmete Kohlen-säure zur Atmung, daher empfiehlt es sich, möglichst viele Pflanzen in den Wohnräumen zu halten. Künstliche Blumen, die heute so sehr in Mode sind, sind nicht nur unästhetisch, sondern auch unhygienisch, denn sie sammeln den Staub an, der bei jedem Luftzug aufgewirbelt wird. Auch hier sind uns die Engländer voran, deren Blumenliebe ja bekannt ist. Im Schlafzimmer Blumen zu halten, ist dagegen nicht angebracht, denn in der Nacht nehmen die Pflanzen fast gar keine Kohlen-säure aus der Luft auf. Das gilt nicht nur von blühenden, sondern auch von Blattpflanzen. Am Morgen sind alle Zimmerblumen zu besprengen, die reichliche Wasserzerstäubung regt die Atmungs-tätigkeit der Pflanzen und die Fähigkeit, Kohlen-säure aufzunehmen, an, es wird dadurch auch die Zimmerluft gereinigt und unreine Bestandteile, namentlich Staub werden niedergeschlagen. Alles was aus Holz besteht, hauptsächlich Dielen, müssen nicht nur abgestaubt, sondern auch gewaschen und geschneuert werden. Unge-strichene Dielen sind vom hygienischen Standpunkt am meisten zu empfehlen, denn sie lassen Staub und Schmutz am meisten sehen und werden daher am häufigsten geschneuert, während sich auf dem Parkett eine ungeheure Masse von Staub und Schmutz anzusammeln pflegt.